

## Naturwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Perspektiven der Aggressionsforschung – Versuch einer Integration

REINHARD HILKE und WILHELM KEMPF

«Gleichsam als 'Einstand' meint jeder, der dem elitären Club der Aggressionsforscher beitreten will, an der Pforte eine neue Definition abgeben zu müssen» schreibt SELG nicht ohne sarkastischen Unterton in seinem Beitrag zu diesem Buch und fügt etwas später hinzu, daß es uns Aggressionsforschern gut anstünde, wenn wir «vor der früher geleisteten (u.a. begrifflichen) Arbeit mehr Respekt hätten». In der Tat meinen wir, SELG recht geben zu können, daß etwa die von ihm 1968 referierten und zusammengefaßten Aggressionsdefinitionen brauchbar waren und sind. Und doch scheint uns die «Definitionslust» der Aggressionsforscher nicht bloß aus einer Profilneurose zu kommen.

SELG (1968) hat die oben angesprochenen Definitionen wie folgt zusammengefaßt: «*Eine Aggression besteht in einem gegen einen Organismus oder ein Organismussurrogat gerichteten Austeilen schädigender Reize* ('schädigen' meint beschädigen, verletzen, zerstören und vernichten; es impliziert aber auch wie 'iniuriam facere' oder 'to injure' schmerzzufügende, störende, Ärger erregende und beleidigende Verhaltensweisen, welche der direkten Verhaltensbeobachtung schwerer zugänglich sind); *eine Aggression kann offen* (körperlich, verbal) *oder verdeckt* (phantasiert), *sie kann positiv* (von der Kultur gebilligt) *oder negativ* (mißbilligt) *sein.*» Vergleicht man diese Zusammenfassung mit neueren Definitionsvorschlägen, wie sie z.B. von ASCHENBACH, BELSCHNER, ECKENSBERGER, EMMINGHAUS, HILKE, JÜTTEMANN, KEMPF, A. MUMMENDEY, WERBIK in diesem Buch verwendet werden, so kann man sich in der Tat fragen, was zwölf Jahre begriffliche Arbeit denn letztlich gebracht haben. Vergleicht man die verschiedenen Aggressionsdefinitionen untereinander, so ist durchaus erkennbar, daß es mit der Begriffsverwirrung in der Aggressionsforschung gar nicht so weit her ist, die Aggressionsforscher schon immer noch vom selben Gegenstand reden – von demselben Gegenstand, über den auch Alltagsmenschen reden, wenn sie das Wort Aggression im Munde führen. Davon kann sich jedermann überzeugen, der den Definitionsvor-

schlagen und den aus JÜTTEMANN'S Beitrag in diesem Buch ablesbaren Alltagssprachgebräuchen wohlwollend gegenübertritt.

Unterschiede zwischen den Aggressionsdefinitionen scheinen sich darauf zu beschränken, daß in verschiedenen Definitionen verschiedene Aspekte der Aggression besonders wichtig genommen und besonders deutlich herausgestellt werden. So wird in neueren Definitionen, angefangen mit WERBIK (1971), der *Handlungsaspekt* besonders betont. Der konstruktiven Handlungstheorie mehr oder minder ausdrücklich verpflichtet wird Handeln dabei über die allgemeine und konsensfähige Auffassung von Handeln als einer besonderen Kategorie von Verhalten hinaus als *argumentationszugängliches* Verhalten betrachtet, d.h. als solches Verhalten, das sich durch Rede, insbesondere durch argumentierende Rede, herbeiführen und/oder verändern läßt. Aggression definiert z.B. KEMPF (1978a) dann als eine Handlung, mit oder durch die nach Meinung des Handelnden eine Situation eintreten wird, die ein anderer zu vermeiden begehrt. Dieselbe Verwendungsweise des Wortes «Aggression» findet sich auch in den Beiträgen von ASCHENBACH, ASCHENBACH & HILKE, KEMPF, KEMPF & HILKE und WERBIK in diesem Buch. Auch der Definitionsvorschlag von BELSCHNER (in diesem Buch) weist in dieselbe Richtung, unterscheidet sich aber von den oben angesprochenen Definitionen insofern, als er der analytischen Handlungstheorie verpflichtet ist, die – im Unterschied etwa zum konstruktiven Ansatz – an Handlungserklärungen nach dem Schema von Hempel & Oppenheim festhält. Übrigens unterscheiden sich die in diesem Buch zusammen- bzw. aufeinandertreffenden handlungstheoretischen Auffassungen primär in diesem Punkt, d.h. in der Frage der «Erklärung» und «Prognose» von Handlungen. Wir werden die unterschiedlichen Sichtweisen weiter unten nochmals aufgreifen. Die von ECKENSBERGER & EMMINGHAUS (in diesem Buch) gegebene Aggressionsdefinition, die von einer etwas anderen, ebenfalls aber «konstruktiven» Denktradition herkommt, scheint nur auf den ersten Blick etwas enger gefaßt zu sein, erweist sich aber bei genauerem Hinsehen als zu der oben gegebenen Definition äquivalent, wenn man berücksichtigt, daß ECKENSBERGER & EMMINGHAUS ebenfalls auch Unterlassungen zu den Handlungen zählen, und daß auch Unterlassungshandlungen Barrieren entgegenstehen oder entgegengesetzt werden können. Denn die Redeweise von einer Handlungsbarriere bei ECKENSBERGER & EMMINGHAUS ist terminologisch gleichwertig mit der Redeweise von einer Situation, die je-

mand zu vermeiden begehrt, bei KEMPF (1978a) und mit der Redeweise von einem aversiven Zustand bei WERBIK (1974).

A. MUMMENDEY geht bei ihrer Diskussion der Definitionsproblematik von Vorschlägen aus, deren «Neuheitswert» in der expliziten Berücksichtigung des *sozial-interaktiven* Aspektes liegt. Die tradierten Definitionen bzw. Definitionsversuche sind ihres Erachtens insofern zu kritisieren, weil sie nicht die soziale Interaktionssituation als Ganzes fokussieren, sondern beispielsweise nur das handelnde Individuum, wie die eben erörterten Definitionen. In diesem Punkt erhält sie zum Teil Unterstützung von BRANDT (in diesem Buch), nach dessen Meinung es ein Fehler wäre, die einzelne «aggressive» Handlung isoliert und abgehoben vom jeweiligen Handlungszusammenhang betrachten zu wollen. Vermutlich würde er allerdings nicht so weit wie A. MUMMENDEY gehen, deren Überlegungen darin gipfeln, daß nur *Interaktionen* als aggressiv oder nicht aggressiv beurteilt werden können und demzufolge von «aggressiven» Interaktionen gesprochen werden sollte. «Eine soziale Interaktion ist dann aggressiv, wenn zusätzlich zur Schadenszufügung (oder Absicht der Schädigung) ein *aktueller Dissens* zwischen Akteur und Betroffenen bezüglich der situativ-normativen Angemessenheit der Handlung besteht.» (A. MUMMENDEY, in diesem Buch.) Der aktuelle Dissens ist sozusagen die Grundlage für die vom Beobachter zu erbringende Beurteilungsleistung, nämlich, ob eine bestimmte Interaktionssequenz eine Normverletzung beinhaltet und damit als aggressiv zu beurteilen ist. In der dabei notwendigen expliziten Parteinahme des Beobachters sieht A. MUMMENDEY den «Pfiff» ihres Ansatzes<sup>1</sup>. Denn indem sich der Beobachter für die Parteinahme begründet auf einen bestimmten Konsens über Normen, die die wechselseitigen Verhaltenserwartungen regulieren, beziehen muß, erfordert die Beschäftigung mit der Aggression des Menschen immer auch ethische Betrachtungen. Allerdings versteht sich Ethik hier nicht als eine *normative* Bemühung, sondern als eine Bemühung, in der die faktisch geltenden Normen reflexiv gewonnen und begrifflich dargestellt werden.

Wenn A. MUMMENDEY auch dafür argumentiert, *Interaktionen* als aggressiv oder nicht aggressiv zu beurteilen, so stehen ihre Vor-

<sup>1</sup> Mit dieser expliziten Parteinahme unterscheidet sich A. MUMMENDEY zugleich auch wesentlich von systemtheoretischen Ansätzen der Interaktionsforschung (vgl. z. B. WATZLAWICK, BEAVIN & JACKSON (1969)), deren wesentliches Merkmal ja gerade darin besteht, daß eine Parteinahme vermieden und stattdessen die Funktion von Handlungen für die Erhaltung des Systems untersucht wird.

schläge doch nicht in Widerspruch zu einer handlungstheoretischen Betrachtungsweise, im Gegenteil. Gerade in ihren Ausführungen zum Bewertungs-Dissens, der als im Handlungsbegriff bereits «angelegt» gesehen werden kann (vgl. KEMPE, in diesem Buch), wird diese Betrachtungsweise deutlich, ohne daß allerdings auf einen bestimmten Handlungsbegriff Bezug genommen wird. Ob das andere zentrale «Definitions-kriterium» für aggressive Interaktionen auf der handlungstheoretischen Folie zu sehen ist, geht aus ihren Ausführungen nicht eindeutig hervor. Da sie von der «Schadenszufügung» oder der «Absicht zur Schädigung» spricht, ist zu vermuten, daß sie die Schadenszufügung als «Realisierung» einer entsprechenden ebenso festzustellenden Absicht auffaßt. Dafür spricht auch, daß A. MUMMENDEY andernfalls in ihren Ansatz ein gut Teil jener Probleme importieren würde, die Gegenstand der Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre zum Aggressionsbegriff geführten Diskussion waren.

Zu ihrem Vorgehen, in einem ersten Schritt nach dem Kriterium der «Schadenszufügung» bzw. der «Absicht zur Schädigung» sozusagen Kandidaten für aggressive Interaktionen festzulegen, findet sich eine Entsprechung in dem Beitrag von WERBIK. Er geht von Beschreibungskategorien für solche Handlungen aus, die möglicherweise als «aggressiv» beurteilt werden. In einem zweiten Schritt gibt er dann Adäquatheitsbedingungen für die *Beurteilung* von Handlungen als «Aggressionen» und für die *Beurteilung* von Handlungen als «Gewalt» an. Unter Bezugnahme auf die Beschreibungskategorien und die Adäquatheitsbedingungen schlägt er vor, eine Handlung dann und nur dann eine «Aggression» zu nennen, «wenn ihr Ergebnis oder ihre Wirkungen dem Willen der betroffenen Person widerspricht. Für die Prädikation einer Handlung als «Aggression» soll also maßgeblich sein, ob das ethische Prinzip «Achte den Willen Deines Mitmenschen» mißachtet wird. Daher sind auch *Unterlassungen*, die gegen den Willen der anderen Person gerichtet sind, den Aggressionen zuzurechnen. Eine Handlung soll dann «Gewalt» genannt werden, wenn ihr Ergebnis oder ihre Wirkung grundlegende *Rechte* dieser Person verletzt und/oder einem allgemein anerkannten *Bedarf* dieser Person widerspricht. Für die Prädikation einer Handlung als «Gewalt» soll maßgeblich sein, ob das ethische Prinzip «Achte die Rechte und den Bedarf Deines Mitmenschen» mißachtet wird (vgl. KAMLAH, 1973; KEMPE, 1978a.)» (WERBIK, in diesem Buch.)

Weiterhin thematisieren A. MUMMENDEY und WERBIK (vgl. auch JÜTTEMANN, in diesem Buch) die Bedeutung des Beobachters bzw. Betrachters. WERBIK betont, daß die Beurteilung einer Handlung als «Aggression» oder «Gewalt» immer aus drei Perspektiven erfolgen kann. Indem sich der Beobachter für die Beurteilung einer bestimmten Handlung entweder auf die Meinung der handelnden Person oder die der betroffenen Person oder die einer weiteren gegebenenfalls unbeteiligten dritten Person stützt, nimmt er jeweils eine andere Perspektive ein, was im Prinzip dazu führen kann, daß ein und dieselbe Handlung das eine Mal als «Aggression» («Gewalt») und das andere Mal nicht als «Aggression» («Gewalt») beurteilt wird. Im Unterschied dazu muß man bei einem Vorgehen gemäß den Vorschlägen von A. MUMMENDEY für die Feststellung des Bewertungs-Dissens sowohl auf die Meinung der handelnden als auch auf die der betroffenen Person zurückgreifen. Da sich der Beobachter für die Beurteilung einer Interaktion als «aggressiv» gestützt auf den Bewertungs-Dissens eine der beiden Perspektiven zu eigen macht, ist aus der anderen Perspektive die Interaktion per definitionem immer nicht aggressiv.

Bei der eingangs angesprochenen Definition von KEMPF (1978a; in diesem Buch) erfolgt die «Beurteilung» einer Handlung als «Aggression» aus der Perspektive des Beobachters unter Berücksichtigung der Perspektive der handelnden Person. Für diesen Fall deckt sich, wie WERBIK (in diesem Buch) hervorhebt, sein Vorschlag mit dem von KEMPF. Die KEMPFsche Definition stellt also einen «Spezialfall» der WERBIKschen dar, die wegen der expliziten Hinzunahme der beiden anderen Beurteilungsperspektiven allgemeiner ist.

Da terminologische Festlegungen bekanntermaßen letztlich nur von den Aufgaben her zu begründen sind, der Aggressionsforschung zudem, wie kaum einer anderen psychologischen Forschungsbemühung, durch die Schwierigkeiten im menschlichen Zusammenleben ihre Aufgaben ständig vor Augen stehen, kommt der «Alltagsnähe» der gewählten Begrifflichkeit besondere Bedeutung zu. KAMBARTEL (1968) und GABRIEL (1972) sprechen in diesem Zusammenhang von «Wesensdefinitionen». Sich an dem Programm «Wesensdefinition» orientierend unternimmt JÜTTEMANN (1978; 1979a; in diesem Buch) deshalb den Versuch, über die Rekonstruktion des Umgangs- bzw. Alltagssprachgebrauchs des Wortes Aggression zu einer wissenschaftssprachlichen Definition von «Aggression» zu kommen. Wie WERBIK plädiert JÜTTEMANN dafür, «Aggression» als Beurteilungsprädikat aufzufassen. Gemäß seinem

Rekonstruktionsversuch ist für die Beurteilung maßgebend, ob ein bewußtes Negieren oder Ignorieren «menschlicher Verantwortung» vorliegt. Seinen Ausführungen zur «menschlichen Verantwortung» umfassen die von WERBIK formulierten ethischen Prinzipien. Er rechnet zur «menschlichen Verantwortung» damit auch jene Prinzipien, bei deren Mißachtung WERBIK von «Gewalt» spricht. Dadurch, daß JÜTTEMANN in seiner Definition explizit auf die den Handlungen zugrundeliegenden «Denkweisen» abhebt, macht er auf den Umstand aufmerksam, daß es letztendlich ja um die «Denkweisen» geht, deren Ergebnis das Handeln in einer bestimmten Situation – zumindest nach handlungstheoretischer Auffassung – ist. ASCHENBACH & HILKE (in diesem Buch) sprechen in diesem Zusammenhang von «aggressiven Sinngehalten» bzw. kurz von «Aggressivität».

In sehr engem Bezug zu dieser Auffassung stehen DANN, HUMPERT, KRAUSE, OLBRICH & TENNSTÄDT (in diesem Buch), die «Alltagstheorien» der Aggression zum Ausgangspunkt ihres Forschungsansatzes machen. Sie untersuchen, welche mehr oder weniger reflektierten Vorstellungen über Formen, Ursachen und Funktionsweisen der Aggression Lehrer «in ihren Köpfen» haben, inwieweit diese im unterrichtlichen Handeln zum Tragen kommen und so das «aggressive Klima» in der Schule beeinflussen.

Haben wir so weit einige Querverbindungen, Parallelen zunächst für Definitionsansätze aufgezeigt, die allgemein handlungstheoretisch orientiert bzw. zumindest affiziert sind, so könnte dadurch der Eindruck entstanden sein, daß in der psychologischen Aggressionsforschung die handlungstheoretische Richtung vorherrschend sei. Diese Schlußfolgerung wäre sicherlich nicht berechtigt, im Gegenteil. Allerdings scheint sich in neuerer Zeit eine starke Tendenz in Richtung Handlungstheorie anzubahnen.

Die starke Betonung handlungstheoretischer Ansätze ist unseres Erachtens dadurch gerechtfertigt, daß – wie wir in diesem Beitrag zu belegen versuchen – die handlungstheoretische Folie sowohl für die Zusammenschau psychologischer Theorien als auch für die Zusammenschau psychologischer und biologischer Theorien ein tragfähiges «Fundament» bietet. Einen Absolutheitsanspruch verbinden wir damit allerdings nicht. Insbesondere bedeutet die Tatsache, daß sich Hauptrichtungen der psychologischen Aggressionsforschung untereinander relativ gut abgrenzen lassen, nicht, daß keine Berührungspunkte vorhanden wären – und das nicht nur, weil sie sich mit «demselben» Gegenstand beschäftigen.

Betrachtet man die Fülle an empirischen Arbeiten zur Aggression, die in den letzten vier Jahrzehnten veröffentlicht wurden, so ist auf alle Fälle ein starkes Übergewicht behavioristischer psychologischer Aggressionsforschung zu vermerken. Den Anfang der empirischen psychologischen Aggressionsforschung setzten DOLLARD, DOOB, MILLER, MOWRER & SEARS (1939) mit der Frustrations-Aggressions-Theorie, die inhaltlich der Psychoanalyse nahestand (insbesondere von der zweiten Fassung der Freudschen Triebtheorie, vgl. FREUD (1905), beeinflusst) und durch ihr ausdrückliches Bemühen um eine streng behavioristische Methodologie gekennzeichnet war. Die empirischen Forschungen zur Frustrations-Aggressions-Hypothese ergaben jedoch ein recht widersprüchliches Bild, das auch durch BERKOWITZ' (1969) Neuformulierung der Theorie nicht bereinigt werden konnte. Auch hat das durch die Frustrations-Aggressions-Theorie begründete Modell einer frustrationsfreien Erziehung in der Praxis nicht gehalten, was es versprach.

Ähnlich erfolglos erwiesen sich auch jene Erziehungsvorschläge, welche auf einer aus dem ursprünglichen Frustrations-Aggressions-Zusammenhang herausgelösten Katharsis-Hypothese beruhten: das berühmte Modell des «Dampfablassens». Dabei ging man davon aus, daß dem Menschen ein «Aggressionstrieb» innewohne, der von einer eigenen «Energiequelle» gespeist werde und sich von Zeit zu Zeit entladen müsse, damit es nicht zu «explosionsartigen» Reaktionen komme. Solche Triebtheorien der Aggression und Katharsis wurden einerseits in Anlehnung an FREUD und MITSCHERLICH psychoanalytisch begründet, und andererseits auch in Anlehnung an Konrad LORENZ (1963) verhaltensbiologisch zu fundieren versucht. Im experimentalpsychologischen Labor ließen sie sich ebensowenig bestätigen wie die Frustrations-Aggressions-Theorie. Auch hier waren die Ergebnisse äußerst widersprüchlich und sowohl die Frustrations-Aggressions-Theorie als auch die Trieb-Katharsis-Theorie gelten in der Psychologie heute als überholt (vgl. SELG, 1971b; JAKOBI, SELG & BELSCHNER, 1971; DANN, 1976).

Gleichzeitig haben gerade diese Theorien eine immense populärwissenschaftliche Verbreitung gefunden. Auch scheinen sie dem «gesunden Menschenverstand» in vieler Hinsicht zu entsprechen und durch lebenspraktische Erfahrungen immer wieder bestätigt zu werden. Tatsächlich läßt sich ein Zusammenhang zwischen Frustration, Aggression und Katharsis nicht in Abrede stellen. Wie

eine handlungstheoretische Rekonstruktion der Frustrations-Aggressions-Theorie (vgl. KEMPF, 1978a; KEMPF & HILKE in diesem Buch) in Übereinstimmung mit den widersprüchlichen empirischen Befunden zur Frustrations-Aggressions-Theorie zeigt, kann dieser Zusammenhang jedoch nicht – wie es die Frustrations-Aggressions-Theorie versucht hat – als einfache empirische Gesetzmäßigkeit gefaßt werden. Damit werden zugleich auch die daraus hergeleiteten Erziehungsmodelle hinfällig, und indem z.T. geradezu entgegengesetzte Erziehungsvorschläge zu unterbreiten sind (vgl. KEMPF, 1978a), wird zugleich auch der faktische Mißerfolg dieser Erziehungsmodelle verstehbar.

Daß die Frustrations-Aggressions-Theorie und die Trieb-Katharsis-Theorie in ihrer klassischen, orthodox-behavioristischen Version heute kaum noch vertreten werden, ist jedoch weniger das Verdienst solcher handlungstheoretischen Rekonstruktionen, als vor allem das Verdienst der umfangreichen empirischen Forschungen, die im Anschluß an BANDURA (1973; vgl. auch BELSCHNER, 1971) den Nachweis zu erbringen versucht haben, daß aggressives Verhalten weitgehend auf soziale Lernprozesse zurückzuführen ist. Das Verdienst dieser Forschungen ist es, daß die soziale Lerntheorie nicht nur eine Fülle an empirischen Befunden erbracht hat. Darüber hinaus hat sie auch den – für die Lerntheorie – von SKINNER und – für die Aggressionsforschung – von BUSS gesteckten orthodox-behavioristischen Rahmen bei weitem gesprengt (vgl. KEMPF, 1981c). Ein Weg, den parallel auch die Verhaltenstherapie hin zur kognitiven Verhaltenstherapie gegangen ist.

Bis zu welchem Punkt die soziale Lerntheorie (noch) als eine behavioristische Theorie anzusehen ist, und ab wann sie (schon) den Handlungstheorien zuzuordnen ist, ist vielleicht nur eine Geschmackssache. Indem das Verhalten von Menschen nicht mehr als automatisches konditioniertes Reagieren auf determinierende Kontingenzen seitens der äußeren Umwelt verstanden, sondern als aktiver Prozeß begriffen wird, bei dem Motivationen, emotionale Empfindungen und Denkprozesse eine entscheidende Rolle spielen, ist sie in ihrer heutigen Ausformulierung als sozialkognitive Lerntheorie (BANDURA, 1979b) wohl eindeutig nicht mehr dem Behaviorismus zuzurechnen.

Gemeinsam mit den handlungstheoretischen Ansätzen hat die sozial-kognitive Lerntheorie nicht nur die explizite Berücksichtigung «kognitiver» Inhalte, oder, wie man in der (konstruktiven) Handlungstheorie sagt: der «Sinngelalte» der Handelnden, die im



orthodoxen Behaviorismus – als «private events» – jedenfalls draußen bleiben sollten. Gemeinsam hat der sozial-kognitiv lerntheoretische Ansatz der Aggressionsforschung mit dem handlungstheoretischen Ansatz darüber hinaus auch die Behandlung der Aggression im Rahmen einer allgemeinen Handlungs- bzw. Verhaltenstheorie, ohne daß eine für die Aggression spezifische Gesetzmäßigkeit des (aggressiven) Handelns bzw. Verhaltens postuliert zu werden braucht. Die «Einheit» der Aggression als Forschungsgegenstand wird hier durch das Forschungsinteresse (z.B. «Konfliktbewältigung») hergestellt.

Die von KORNADT (in diesem Buch) vorgestellte Motivations- theorie der Aggression ist ebenfalls im Grenzbereich zwischen Verhaltenstheorie (Behaviorismus) und Handlungstheorie anzusiedeln. Ähnlich wie die sozial-kognitive Lerntheorie und die handlungstheoretischen Ansätze der Aggressionsforschung ist sie den orthodox-behavioristischen Aggressionstheorien vor allem dadurch überlegen, daß sie sich als sehr umfassende und integrative Theorie erweist. Im Unterschied zur sozial-kognitiven Lerntheorie und den handlungstheoretischen Ansätzen geht sie jedoch vom Postulat eines spezifischen Aggressionsmotivs aus.

Innerhalb der handlungstheoretischen Ansätze ist zwischen analytischen (deskriptiven) und konstruktiven (normativen) Handlungstheorien zu unterscheiden. Während die der analytischen Wissenschaftstheorie verpflichteten, deskriptiven Handlungstheorien am Erklärungsschema von HEMPEL und OPPENHEIM auch für die Handlungserklärung festhalten, Handlungen qua naturgesetzlicher Beziehungen erklären und vorhersagen wollen, bemühen sich die der konstruktiven Wissenschaftstheorie nahestehenden, normativen Handlungstheorien um ein Handlungsverstehen auf Grundlage der Rekonstruktion von Begründungszusammenhängen zwischen Sinngehalten (z.B. Situationseinschätzungen, Zwecksetzungen und Mittelmeinungen) und Verhaltensweisen. So gesehen, bedeuten sie die wohl radikalste Abkehr vom orthodoxen Behaviorismus, der heute – zumindest in der Aggressionsforschung, aber auch z.B. in der kognitiven Verhaltenstherapie – allerdings ohnedies schon längst nicht mehr «so heiß gegessen» wie z.B. von SKINNER oder BUSS «gekocht» wird.

Daß auch der handlungstheoretische Ansatz seine Grenzen hat, macht u.a. auch der Beitrag von HORN (in diesem Buch) deutlich. Denn, wenngleich handlungstheoretische Ansätze – sofern sie sich nicht nur auf den Bereich der zweckrational erklärbaren Handlungen

gen beschränken – zwar noch in der Lage sein mögen, den Menschen nicht nur «als in einer gesellschaftlichen Umwelt lebend, sondern als gesellschaftlich hergestelltes und sich herstellendes, und in gesellschaftlichen Widersprüchen sich bewegendes» Wesen zu thematisieren, reicht diese Betrachtungsweise (wie KEMPF in diesem Buch gegenüber HORN einräumen muß) jedenfalls nicht hin, um die Struktur der Gesellschaft selbst angemessen zu analysieren. Denn hier geht es nicht mehr (nur) um die Summe der Handlungsweisen einer Vielzahl von Menschen, sondern um soziale Regelsysteme, die in ihrer Verselbständigung gleichsam eine eigene Dynamik aufweisen. Und zwar in zweierlei Hinsicht. Erstens, da individuelles Handeln in bezug auf die Beeinflussung gesellschaftlicher Prozesse relativ wirkungslos bleiben kann. Indem sich die Wirkungen gesellschaftlichen Handelns immer erst im Kontext mit den Handlungen anderer konstituieren, sind sie für den einzelnen immer weniger «rational» planbar. Zweitens, weil Handlungen innerhalb eines Systems faktisch eine ganz andere Funktion haben können, als es der Intention und den Sinngehalten der Handelnden entspricht (vgl. WATZLAWICK et al., 1969). Eine systemtheoretische Analyse aggressiver Interaktionen wurde innerhalb der psychologischen Aggressionsforschung selbst bislang noch nicht in Angriff genommen, wenngleich aus dieser Richtung vielleicht die wesentlichsten Denkanstöße für die Aggressionsforschung zu erhoffen sind.

Wesentliche Denkanstöße sind unseres Erachtens aber auch von der biologischen Aggressionsforschung zu erwarten, sofern es gelingt, den Zusammenhang zwischen Biologie und Psychologie in angemessener Weise herzustellen.

Daß sich eine kritiklose Übertragung von an Tieren gewonnenen biologischen Forschungsergebnissen auf den Menschen von vorneherein verbietet, liegt auf der Hand: Aus evolutionsbiologischer Sicht wird Aggression als eine Form des Konkurrenzverhaltens um fitnessbegrenzende Ressourcen (neben anderen) aufgefaßt und als ein Verhalten definiert, das geeignet und darauf gerichtet ist, die Fitness eines Konkurrenten zu mindern, indem ihm ein fitnessbegrenzendes Gut weggenommen oder vorenthalten wird, das dadurch der Steigerung der Fitness des Aggressors zugute kommt (vgl. MARKL, in diesem Buch). Gegenstand der evolutionsbiologischen Aggressionsforschung ist es dann zu untersuchen, welche biologische Funktion bestimmte Konkurrenzverhaltensweisen erfüllen.

d.h. in Anpassung an welche Lebensbedingungen sie in der Evolution selektiert werden.

Aus verhaltensbiologischer Sicht unterscheidet sich der Mensch hinsichtlich seines Aggressionsverhaltens von Tieren erstens in den Mitteln, es zur Wirkung zu bringen, und zweitens in seiner Fähigkeit, es durch bewußte Einsicht und absichtsvolle Gestaltung seines Lebens und Handelns willkürlicher Kontrolle zu unterwerfen (vgl. MARKL, in diesem Buch). Eine Übertragung von an Tieren gewonnenen Forschungsergebnissen auf den Menschen ist daher – wie HASSENSTEIN in diesem Buch ausführt – wenn überhaupt, so nur in zwei Schritten möglich: 1. Abstrahieren von Funktionsprinzipien aus Beobachtungen an Tieren, und 2. Untersuchung am Menschen, ob entsprechende Prinzipien auch hier vorkommen.

Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Unterschiede im Aggressionsverhalten zwischen z.B. niederen Wirbeltieren und Menschen in zwei verschiedenen Wandlungsprozessen wurzeln: der eine ist der Evolutionsprozeß, der die ererbten Verhaltenssysteme verändert; der andere ist der Übergang von praktisch kulturlosen Arten zu einem Wesen, dessen komplexe Verhaltensweisen sich überhaupt nur in kulturgeprägten Varianten ausdrücken und damit nirgends «rein» zu fassen sind. Selbst mit den menschenähnlichsten Primaten hat der Mensch – wie KUMMER (in diesem Buch) ausführt – zwar einen Großteil seiner Evolution gemeinsam, nicht aber seine Kulturgeschichte.

Darüber hinaus besteht zwischen der Aggression bei Tieren und bei Menschen auch ein phänomenologischer Unterschied. Wie FROMM (1974) hervorgehoben hat, müssen wir *«beim Menschen zwei völlig verschiedene Arten der Aggression unterscheiden. Die erste Art, die er mit allen Tieren gemeinsam hat, ist ein phylogenetisch programmierter Impuls anzugreifen (oder zu fliehen), sobald lebenswichtige Interessen bedroht sind. Diese . . . Aggression dient dem Überleben des Individuums und der Art; sie ist biologisch angepaßt und erlischt, sobald die Bedrohung nicht mehr vorhanden ist. Die andere Art . . . ist spezifisch für den Menschen . . . ist nicht phylogenetisch programmiert und nicht biologisch angepaßt; sie dient keinem Zweck und ihre Befriedigung ist lustvoll»*.

Wie MARKL (in diesem Buch) hervorhebt, kann der evolutionäre Prozeß an sich nie zur Herausbildung solcher biologisch nicht angepaßter – pathologischer – Aggression führen, wenngleich pathologische Aggression durchaus auch bei Tieren auftreten kann, wenn Tiere nämlich – sei es durch den willkürlichen Eingriff des

Menschen oder andere Ursachen von krassen Umweltveränderungen – in Umweltbedingungen gebracht werden, die stark aggressionsfördernd und aggressionsverhaltensauslösend wirken, und an die sich die betreffende Population durch ihre Selektionsgeschichte noch nicht anpassen konnte. In diesem Sinne stellt z.B. auch KUMMER (in diesem Buch) fest, daß die destruktive (tödliche) Form der Aggression im Modifikationsbereich nicht nur des Menschen, sondern auch anderer Primaten (bei denen sie normalerweise fehlt) liegt und auftritt, wenn sie unter bestimmten unnatürlichen Bedingungen gefangengehalten werden.

Was beim Menschen hinzukommt, ist die kulturelle Überformung der Aggression: FROMM verbindet die von ihm unterschiedenen Aggressionsarten mit einer Unterscheidung zwischen «*Instinkt* und *Charakter* oder – genauer gesagt – zwischen den in psychologischen Bedürfnissen verwurzelten (organischen) Trieben und jenen spezifisch menschlichen Leidenschaften, die in seinem Charakter verwurzelt sind . . . (und) die . . . Antworten auf 'existentielle Bedürfnisse' sind, die ihrerseits in den spezifischen Bedingungen der menschlichen Existenz begründet sind» (FROMM, 1980, S. 21), und die nach FROMM als der Versuch des Menschen zu verstehen sind, die banale Existenz der reinen Fristung des Lebens zu transzendieren. KEMPF (in diesem Buch) übersetzt diese Unterscheidung FROMMS in handlungstheoretische Terminologie und unterscheidet zwischen Handlungsorientierungen im engeren Sinne, die einzelne Handlungen *final* betreffen, und Lebensorientierungen, die den Gesamtzusammenhang unseres Lebens betreffen, und somit auf die Beantwortung der Frage nach der Sinnggebung des Lebens ausgerichtet sind. Er benutzt diese handlungstheoretische Betrachtungsweise, um den Unterschied zwischen der Aggression bei Tieren und bei Menschen noch deutlicher herauszuarbeiten: Mit den Lebensorientierungen wird wie bei FROMM («Charakter») eine Orientierungsebene angesprochen, die den Menschen *grundsätzlich* vom Tier unterscheidet, denn nur für ihn stellt sich auf Grund seiner hoch ausgebildeten Sprach- und Denkfähigkeit das existentielle Problem der Sinnggebung des Lebens. Bei den «finalen» Handlungsorientierungen im engeren Sinne ist dagegen eine weitreichende Gemeinsamkeit von menschlichem Handeln und tierischem Verhalten gegeben. Diese Gemeinsamkeit bezieht sich jedoch weder auf die Einschränkung der Zielgerichtetheit des Verhaltens auf primäre Bedürfnisse der Lebens- und/oder Arterhaltung, wie wir sie im Tierreich finden, noch darauf, daß allgemeine

empirische Gesetzmäßigkeiten zwischen Stimuli und Verhaltensweisen durch absichtsvolles Handeln durchbrochen werden können, wie das dem Menschen möglich ist. Sie bezieht sich, wie wir hier ergänzen möchten, auch nicht auf die – nur dem Menschen gegebene – Einsicht in die Wirksamkeit der Aggression, z.B. die Einsicht, daß nur ein toter Gegner nie mehr angreifen wird (vgl. KUMMER, in diesem Buch). Die Gemeinsamkeit von Mensch und Tier erstreckt sich vielmehr nur auf den Aspekt der *Funktionalität* des Handelns bzw. Verhaltens und auf den Aspekt der *Finalität*.

Die Funktionalität bezieht sich beim menschlichen Handeln jedoch nicht nur auf das Überleben des Individuums und der Art, und sie kann auch partikularen Interessen dienen, d.h. sie muß nicht biologisch angepaßt sein. Zudem kann auch selbst ein ursprünglich phylogenetisch angepaßtes Verhalten durch die kulturelle Entwicklung seinen Anpassungswert verlieren, ja sogar dysfunktional werden.

Die Finalität bezieht sich beim menschlichen Handeln nicht (nur) auf das Erlöschen eines phylogenetisch programmierten Impulses, sondern (auch) auf den Wegfall der Handlungsorientierungen mit ihrer Verwirklichung. Wer z.B. einen bezweckten Zustand bereits hergestellt hat, braucht (per definitionem) zu seiner Herstellung nichts mehr weiter zu unternehmen.

Innerhalb der Funktionalität läßt sich zudem eine «Entwicklungsreihe» aufweisen, die durch schrittweise Absehung von der menschlichen Fähigkeit, zu sprechen und zweckgerichtet zu handeln, konstruierbar ist. Auch im Tierreich lassen sich nämlich qua Situation individuell gewählte Verhaltensweisen feststellen, die relativ zu primären Bedürfnissen funktional sind und insofern ein Analogon zum zweckgerichteten menschlichen Handeln darstellen, daß wir zwar nicht sagen können, die Tiere hätten sich die Bedürfnisbefriedigung «zum Zweck gesetzt», aber doch, daß ihr Verhalten zielgerichtet ist, «als ob» sie sich die Wirkung des Verhaltens zum Zweck gesetzt hätten (vgl. LORENZEN & SCHWEMMER, 1975; KEMPF, 1981c).

In ähnlicher Weise spricht KUMMER (in diesem Buch) von einem Ziel als einer «unmittelbaren Verhaltenswirkung, die das Tier selber registrieren kann, so daß es seine weiteren Aktionen der sensorischen Rückkoppelung anzupassen vermag. Ein Ziel ist also *das* Glied der langen Wirkungskette zur Funktion hin, auf dessen Erreichung oder Nichterreichung das Tier noch reagiert». Während sich in diesem Sinne von Tier zu Tier und von Kontext zu Kontext

variiierende Verhaltensziele für Aggressionen – etwa im Bereich der Primaten – aufweisen lassen, spricht KUMMER bei der Beschreibung niederer Wirbeltiere lediglich von der Funktion des Aggressionsverhaltens. Daß das Verhalten diese Funktion erfüllt, ist die Rückkoppelungs-Wirkung der genetischen Auslese, der «Selektion», wobei das Individuum selber sensorisch und kognitiv durchaus unfähig sein kann, diese Funktion zu überprüfen. Es wird dann relativ stereotyp agieren. (Vgl. KUMMER, in diesem Buch.) Abgesehen von der Handlungsfreiheit, die der Mensch gegenüber seinem phylogenetischen Erbe besitzt, verbieten sich unmittelbare Analogieschlüsse vom Aggressionsverhalten der Tiere auf die menschliche Aggression auch noch aus einem weiteren Grund, den MARKI in seinem Beitrag zu diesem Buch besonders hervorhebt: daß aus evolutionsbiologischer Sicht selbst «der Schluß von Befunden an einer Tierart auf die Eigenschaften einer anderen nur dann hohe Wahrscheinlichkeit besitzt, wenn diese Arten nahe verwandt und an halbwegs ähnliche ökologische Bedingungen angepaßt geblieben sind, und wenn zusätzlich angenommen werden kann, daß auch die Vorfahren bis zurück zur letzten gemeinsamen Stammart keine wesentlich anderen Anpassungsformen durchlaufen haben: Einschränkungen, die, wenn sie so ernst genommen werden, wie sie es sollten, den Schluß selbst von nächstverwandten Primaten auf den Menschen im Hinblick auf die Reaktionsnorm der Aggressionsentfaltung sicher nie anders als in Form einer äußerst vorsichtig zu formulierenden Arbeitshypothese erlauben».

Solche Hypothesen zu erhärten, bedarf es zudem nicht nur der Verhaltensbeobachtung an Menschen, sondern darüber hinaus auch des Studiums der menschlichen Natur- und Kulturgeschichte.

Eine dritte Nachbardisziplin, von der sich die psychologische Aggressionsforschung wertvolle Anregungen erhoffen darf, ist die Psychologie des moralischen Urteils. Wenngleich moralische Bewertungen, wie der Beitrag von JÜTTEMANN in diesem Buch zeigt, für den Alltagssprachgebrauch über Aggression eine wichtige Rolle spielt, und wenngleich es sich beim aggressiven Handeln unbestrittenmaßen nicht nur um ein «technisches» Problem, sondern um ein moralisches handelt, und wenngleich die Kritik an der verhaltenspsychologischen Tradition der Aggressionsforschung mit Beginn der siebziger Jahre so ausdrücklich von moralischen Positionen ausgegangen ist, daß SELIG (in diesem Buch) mit treffendem Sarkasmus bemerken kann, die Aggressionsforschung treibe das

«Spiel, sich wechselseitig ethisch zu übertrumpfen», sind die Aggressionsforschung und die Moralpsychologie lange unverbunden nebeneinander hergelaufen. Mit dem Beitrag von ECKENBERGER & EMMINGHAUS zu diesem Buch wird unseres Wissens zum ersten Mal der Versuch einer Synthese der beiden Bereiche unternommen. An diesem Beitrag (der sich von den übrigen handlungstheoretisch orientierten Beiträgen des Buches durch eine eigene, jedoch mit ihnen nicht inkompatible Terminologie unterscheidet) wird schon von der behandelten Thematik her deutlich, wie weit der Gegenstand einer biologisch-naturwissenschaftlich orientierten Aggressionsforschung vom Gegenstand einer psychologisch-kulturwissenschaftlichen Aggressionsforschung entfernt sein kann und zum Teil auch muß. Denn während sich z.B. eine moralpsychologische Betrachtungsweise der Aggression notwendigerweise auf den Menschen als sprachbegabtes, handelndes Subjekt beziehen muß (gegenüber naturgesetzlicher Determiniertheit blieben alle moralischen Anstrengungen zwecklos), ist es gerade diese Betrachtungsweise, die sich zur Vermeidung ungerechtfertigter Anthropomorphismen für die Verhaltensbiologie von vorneherein verbietet. Dies stellt jedoch keineswegs die Möglichkeit eines fruchtbaren Austausches einer kulturwissenschaftlich orientierten psychologischen Aggressionsforschung und der biologischen Aggressionsforschung in Frage. Noch wird die Notwendigkeit eines solchen Austausches deshalb dadurch aufgehoben. Denn obgleich es bis hin zur Sexualität keinen psychischen Lebensbereich gibt, in dem sich der Mensch als reines Naturwesen wiederfindet, ist der Mensch immer noch auch Naturwesen. Die kulturwissenschaftliche Perspektive in der Aggressionsforschung bis hin zu einer Theorie der unbegrenzten Formbarkeit des Menschen zu treiben wäre eine ebenso unhaltbare Position wie die irrige Annahme, daß bestimmte (geschichtlich gewachsene!) Handlungsmuster der Ausdruck einer starren und ewig menschlichen Natur seien. «Der Mensch ist kein 'unbeschriebenes Blatt', auf das erst die Kultur ihren Text schreibt. Er ist ein Wesen, das mit Energien ausgestattet und in besonderer Weise strukturiert ist. Er paßt sich an und reagiert dabei in spezifischer und feststellbarer Weise auf äußere Bedingungen. Hätte sich der Mensch, wie es das Tier tut, durch eine Veränderung seiner eigenen Natur, gleichsam autoplastisch, äußeren Bedingungen angepaßt, und könnte er ausschließlich unter solchen Bedingungen leben, für die er eine besondere Anpassungsfähigkeit entwickelt hat, dann wäre er in die Sackgasse jener Spezi-

alisierung geraten, die das Schicksal jeder Tiergattung ist, und eine geschichtliche Entwicklung wäre ausgeschlossen. Wenn sich der Mensch andererseits allen Bedingungen anpassen könnte, ohne daß er gegen solche ankämpfen müßte, die seiner Natur nicht entsprechen, dann hätte es ebenfalls keine Geschichte gegeben.

Die Evolution des Menschen setzt seine Anpassungsfähigkeit, gleichzeitig aber auch bestimmte unzerstörbare Eigenschaften seiner Natur voraus, die ihn zwingen, unablässig solche Bedingungen zu suchen, die den allein ihm eigenen Bedürfnissen besser entsprechen» (FROMM, 1974, S. 19f.).

So ist es zwar der biologischen Aggressionsforschung verwehrt, mit derselben handlungstheoretischen Orientierung Forschung zu treiben, die u.E. für die psychologische Aggressionsforschung angemessen ist, doch bleibt der Zusammenhang zwischen den beiden Disziplinen insofern gewahrt, als sich die in der Biologie gebräuchlichen Verwendungsweisen des Wortes Aggression unschwer durch methodische Reduktion aus dem handlungstheoretischen Aggressionsbegriff herleiten lassen. Die methodische Reduktion besteht dabei darin, daß wir, wenn wir nicht vom Menschen, sondern vom Tier sprechen, auch von der spezifisch menschlichen Fähigkeit der sprachlichen Handlungsvorbereitung absehen müssen, d.h. eben an Stelle des (zweckgerichteten) Handelns das zielgerichtete Verhalten und – wo wir die Reduktion noch weiter treiben müssen – das nur noch funktionale Verhalten zu setzen haben. Für die Erklärung und Bewältigung menschlicher Aggression kann die Psychologie von der Biologie dabei *zumindest* so viel lernen, daß ihr die Grenzen deutlich werden, die dem Menschen in diesem Bereich gesetzt wären, wenn es den oben angesprochenen Unterschied zwischen Mensch und Tier nicht gäbe.

Will man die bestimmenden Faktoren des Soziallebens erfassen, so muß man, wie HASENSTEIN (in diesem Buch) ausführt, die biologischen Verhaltensbedingungen kennen und berücksichtigen – nicht weil ihnen der Mensch widerstandslos unterworfen wäre, sondern weil sie an der Bestimmung der Verhaltensrichtungen einen mehr oder weniger gewichtigen Anteil haben. Weil sie, wie man in handlungstheoretischer Terminologie auch sagen könnte, zumindest die ersten («emotionalen») Handlungsvorschläge – unsere «gefühlsmäßigen Reaktionen» mitbestimmen (können).

Fruchtbare Anregungen kann die psychologische Aggressionsforschung von der Verhaltensbiologie in diesem Zusammenhang u.a. insofern gewinnen, als letztere aufzeigt, daß monokausale Ag-



gressionstheorien jedenfalls unhaltbar sind. Aus verhaltensbiologischer Sicht sind (zumindest) sechs durch ihre Motivation unterscheidbare Aggressionsformen zu benennen: Sexuelle Rivalität, soziale Gruppenverteidigung, Aggression aus Angst und Ausweglosigkeit, Aggression aus Frustration, aggressive soziale Exploration und Angriff auf den Gruppenfeind (vgl. HASENSTEIN, in diesem Buch). Damit hilft die verhaltensbiologische Aggressionsforschung deutlich zu machen, welche Aufgabe die Vernunft in diesem Bereich denn überhaupt gegenüber den Emotionen hat. Wo die Möglichkeiten der Vernunft von vorneherein eingeschränkt sind – wie z.B. bei der Beeinflussung gesellschaftlicher Prozesse, wo sich die tatsächlichen Wirkungen gesellschaftlichen Handelns ja erst im Kontext mit den Handlungen anderer konstituieren, so daß sie (wie bereits oben festgestellt) für den einzelnen immer weniger rational planbar werden – ist der Grad emotionaler Beeinflußbarkeit erhöht. Hier kann uns die verhaltensbiologische Aggressionsforschung wesentliche Hinweise darauf geben, mit der (z.B. propagandistischen) Ausnützung *welcher* biologisch angelegter Mechanismen wir zu rechnen haben.

Die biologischen Anteile an der menschlichen Verhaltenssteuerung wissenschaftlich erfassen zu wollen, darf dabei – wie HASENSTEIN (in diesem Buch) betont – freilich *nicht* bedeuten, biologische Zusammenhänge zu ethischen oder politischen Normen für den Menschen zu erheben: *«Aus dem Naturgeschehen lassen sich für den Menschen keine Wertmaßstäbe ableiten. Trotzdem ist die Kenntnis der menschlichen Natur für denjenigen, der Wertmaßstäbe vertreten oder beurteilen will, von entscheidender Bedeutung; denn noch so gut gemeinte humane, ethische und gesellschaftspolitische Forderungen können sich in ihrer Wirkung ins Gegenteil des Gewollten verkehren, wenn sie die menschliche Natur nicht so voraussetzen, wie sie in Wirklichkeit ist.»*

Dazu gehört aber auch, daß man in Rechnung stellt, daß der Mensch – dank der spezifisch menschlichen Fähigkeit der sprachlichen Handlungsvorbereitung – vielfach die Freiheit hat, biologisch bedingten Verhaltenstendenzen zu folgen oder nicht zu folgen. In der orthodoxen behavioristischen Aggressionsforschung hat man diesen Unterschied zwischen Mensch und Tier in der irrigen Hoffnung, damit dem Ziel wissenschaftlicher Objektivität besser gerecht werden zu können, leider verwischt. Gegenstand des orthodoxen Behaviorismus sollte programmgemäß ausschließlich das beobachtbare Verhalten sein.

Abgesehen davon, daß es faktisch nicht gelungen ist, diese Selbstbeschränkung auf das Beobachtbare auch wirklich durchzuhalten, muß die Einlösbarkeit aus methodologischer Sicht grundsätzlich in Frage gestellt werden. So kann man zeigen (vgl. DANN, 1974; HILKE & KEMPF, 1976), daß BUSS (1961), der den orthodoxen behavioristischen Standpunkt in der Aggressionsforschung am ausdrücklichsten vertritt und gegen die Verwendung intentionaler Begriffe ausführlich argumentiert, solche gleichsam durch die «Hintertür» doch wieder einbezieht. Die Aussichtslosigkeit des Versuchs, aggressives Verhalten ausschließlich von den faktischen Folgen her zu bestimmen, hat WERBIK (1971) diskutiert.

Darüber hinaus führt die behavioristische Beschränkung auf das Beobachtbare schon in schwerwiegende methodische Schwierigkeiten, wenn es nur um die Feststellung von Aggression oder die Diagnostik der Aggressivität geht. Insbesondere die Intention, die Aggressivität des Menschen messen zu wollen – als konsequente Fortführung der Selbstbeschränkung auf das Beobachtbare – führt in methodische Anschlußprobleme, mit denen sich HILKE in seinem Beitrag zu diesem Buch auseinandersetzt und zeigt, wie deren (formale) Lösung das «empirisch Machbare» sich immer weiter von dem entfernen läßt, was an Erfordernissen der Praxis ansteht. So hat z.B. Alfred PLEWA im Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit (1979) in seiner Besprechung des von KEMPF (1974b) herausgegebenen Buches «Probabilistische Modelle in der Sozialpsychologie» sehr treffend bemerkt, daß «völlig offen bleibt, welchen Sinn eine auf eine derartige Spitze getriebene Formalisierung sozialpsychologischer Konzepte (z.B. Aggressivität, Einstellung, soziale Normen) letztlich hat». Tatsächlich ist der Sinn ausschließlich darin zu sehen, bestimmte quantitative Redeweisen gemäß dem von der analytischen Wissenschaftstheorie vertretenen empiristischen Metrisierungsprogramm methodologisch «beim Wort zu nehmen». Daß der Sinn solcher Unternehmungen für eine praxisorientierte Öffentlichkeit nicht mehr erkennbar ist, wirft die berechnete Frage auf, «ob wir uns in dem Bemühen, Verhaltensdispositionen messen zu wollen, nicht auf dem falschen Weg befinden» (HILKE, in diesem Buch). Setzt man «Diagnostik» nicht von vornherein mit «Messung» gleich, so wird einem wieder der Blick dafür eröffnet, was man denn eigentlich von einem Probanden in Erfahrung bringen muß, um den Aufgaben gerecht zu werden, zu denen man Diagnostik treiben will. Dabei wird es dann, wie ASCHENBACH & HILKE in ihrem Beitrag zu diesem Buch herausar-

beiten, offensichtlich, daß man ohne die Deutung der Sinngehalte der Probanden nicht auskommt. Als empirische Grundlage für solche Deutungen können sowohl das beobachtbare Verhalten als auch Selbstauskünfte der Probanden dienen, wobei man im Idealfall von *beiden* «Informationsquellen» Gebrauch machen und sie wechselseitig als Korrektiv für Deutungen verwenden wird. Der von WERBIK (1971) nahegelegte und von SELG (in diesem Buch) kritisierte Standpunkt, man könne *nur* mittels Befragung etwas über die Sinngehalte in Erfahrung bringen, ist insofern «überholt». Deshalb besteht auch die Einschränkung der Anwendbarkeit handlungstheoretischer Erklärungsansätze auf sprachkompetente und zu wahrhaften Aussagen bereite Personen nicht wirklich.

Auch mutmaßliche Straftäter (deren Bereitschaft zur Wahrhaftigkeit in Frage zu stellen nahe liegt) oder Kinder (deren Sprachkompetenz noch gering sein mag, häufig aber unterschätzt wird) sind einer handlungstheoretischen Betrachtungsweise zugänglich. Davon abgesehen trifft man bei psychologischem Tun in Praxis und Forschung sehr oft auf Situationen, in denen nur von der einen *oder* der anderen «Informationsquelle» Gebrauch gemacht werden kann bzw. aus bestimmten Gründen Gebrauch gemacht wird. So beschränkt sich der Therapeut bei den psychoanalytischen Therapieformen ja bewußt auf die Selbstauskünfte des Klienten auch und gerade bezüglich dessen «Verhalten» außerhalb der therapeutischen Sitzung. Die Situationen, mit denen sich MEES in seinem Beitrag beschäftigt, wären der anderen Kategorie zuzurechnen. Wegen der Schwierigkeit, von Kindern – noch dazu von Kindern in einer Gruppensituation – verwertbare Selbstauskünfte zu erlangen, beschränkt sich MEES von vorneherein bewußt auf das «aggressive» bzw. aversive Verhalten als Informationsquelle und zeigt auf, welche Möglichkeiten zur Feststellung von Aggressionen verbleiben. Eine derartige Beschränkung muß allerdings den nachträglichen Versuch einer handlungstheoretischen Deutung nicht ausschließen.

In diesem Kontext ist auch der Beitrag von H.D. MUMMENDEY zu diesem Buch zu sehen, der vor Augen führt, wie differenziert und detailliert experimentelle und nicht-experimentelle Erhebungstechniken sein müssen, wenn man versucht bzw. gezwungen ist, ohne die explizite Berücksichtigung der aktuellen Sinngehalte der Personen auszukommen.

Aus der Sicht der konstruktiven (normativen) Handlungstheorie leistet das psychologische Experiment (bestenfalls) die ausschnitts-

weise systematisch kontrollierte Wiederholung lebensweltlich machbarer Erfahrungen, und der Sinn des Experimentes ist in dem Maße einsehbar, als es sich auf solche Erfahrungen rückbeziehen läßt. In diesem Sinne sind – wie der Beitrag von ECKENSBERGER & EMMINGHAUS zeigt – experimentell-empirische Anstrengungen auch innerhalb eines handlungstheoretischen Ansatzes als fruchtbar zu beurteilen. Sofern sich handlungstheoretische Erklärungen jedoch auf Sinngehalte beziehen, die im Experiment nicht ausdrücklich erhoben wurden, bleibt die Verwertung experimentell gewonnener Ergebnisse weitgehend spekulativ, woraus sich vielleicht auch die Abstinenz erklären läßt, die viele Handlungstheoretiker gegenüber den Leistungen der experimentellen Sozialpsychologie üben. Wengleich diese Abstinenz aus methodologischen Skrupeln und dem Zwang, sich erst als «nicht-spekulative», empirische Disziplin ausweisen zu müssen, verstehbar ist, dem sich die handlungstheoretische Forschung oft ausgesetzt sieht, stellt sich die Frage, ob nicht gerade etwas mehr Bereitschaft zur «Spekulation» der Kommunikation zwischen handlungstheoretisch und verhaltenstheoretisch orientierten Psychologen dienlich wäre. Denn zum einen sind auch Behavioristen Menschen, deren Lebenspraxis nicht auf das psychologische Labor beschränkt ist, und die sowohl bei der Planung ihrer Experimente als auch bei der Interpretation der Ergebnisse auf den lebensweltlichen Erfahrungshintergrund zurückgreifen, und zum anderen könnte damit die heute sehr oft zu verzeichnende gegenseitige Mißachtung der «Schulen» vermieden werden. Ein Indikator dieser gegenseitigen Mißachtung ist z.B. das Zitierverhalten der Angehörigen dieser verschiedenen Schulen, vgl. dazu den Beitrag von GOLZ, MEES und URBANKE in diesem Buch. Auch sollte der heuristische Wert so manchen psychologischen Experimentes nicht zu gering geschätzt werden. Im übrigen besteht auch für die Handlungstheorie ständig die Gefahr, genau jenen Fehler zu begehen, den sie so gerne der behavioristisch orientierten Psychologie vorwirft; sich in leerlaufenden, methodologischen Genauigkeitsforderungen zu verlieren.

Diese Gefahr ist umso größer, je mehr sich die handlungstheoretischen Ansätze in «wissenschaftlichen Höhen» verlieren und den sogenannten «gesunden Menschenverstand» geringschätzen, weil er sich eben nicht terminologisch (korrekt) artikuliert. Dies bedeutet nun zwar keineswegs, daß man den «gesunden Menschenverstand» an die Stelle der Psychologie setzen könnte, es bedeutet aber sehr wohl, daß der «gesunde Menschenverstand» in dem Sinne

ernst zu nehmen ist, daß man in den Fällen, wo er in Widerspruch zu wissenschaftlich fundierten Meinungen steht, die Begründung dafür mitliefert, wie und warum er in solchen Widerspruch geraten ist. Um dies zu erläutern, möchten wir gerne auf die Triebtheorie der Aggression und Katharsis zu sprechen kommen.

Hier besteht nämlich die Situation, daß sich verhaltenstheoretisch und handlungstheoretisch orientierte Aggressionsforscher, wenngleich aus unterschiedlichen Gründen, über die Unhaltbarkeit der Theorie einig sind, obwohl diese, wie DANN (1976) hervorhebt, dem «gesunden Menschenverstand» zu entsprechen scheint. In dieser Situation kann und muß man sich fragen, welche allgemein zugänglichen lebenspraktischen Erfahrungen dabei den «gesunden Menschenverstand» ausmachen, und in welcher Weise sie im Triebmodell der Katharsis (verzerrt) wiedergegeben werden. Dazu gehören u.a.:

1. Die Erfahrung, daß Begehungen jeglicher Art oft als Drang erlebt werden, was in der Triebtheorie dann so dargestellt wird, als gäbe es einen von dem begehenden Individuum gleichsam unabhängigen Trieb, dessen passives Objekt das Individuum ist. (In diesem Zusammenhang ist es auch wichtig, darauf hinzuweisen, daß die ursprüngliche Verwendungsweise des Wortes Trieb in der Psychologie z.B. noch bei Wilhelm WUNDT keine physiologische oder pseudo-physiologische, sondern im Sinne von Handlungsorientierungen war. Der Psychoanalytiker Erich FROMM verwendet das Wort Trieb ebenfalls eindeutig in dieser Weise und unterscheidet sich damit von FREUD, der, der Ausbildung nach Physiologe, seine im Kern kulturwissenschaftliche Theorie pseudo-naturwissenschaftlich formuliert hat.)
2. Die Erfahrung, daß nach dem Vollzug einer Aggression ein solcher Drang oft nicht mehr verspürt wird, was schlichtweg auf den finalen Charakter von Handlungsorientierungen im engeren Sinne zurückführbar ist. Denn wenn man ein Handlungsziel schon erreicht hat, braucht man es per definitionem nicht mehr erreichen und kann dann auch gar nicht mehr den Drang verspüren, es zu erreichen, weil es eh schon erreicht ist.

Daß zwischen Aggression und Katharsis dennoch kein genereller und universeller Zusammenhang besteht (weshalb auch die experimentellen Befunde in diesem Bereich widersprüchlich sind), hängt u.a. damit zusammen, daß nach dem Prinzip der Minimierung kognitiver Dissonanz die Ausführung von Aggressionen zur

Entstehung und Verfestigung feindseliger Einstellungen gegen den anderen führen kann. Zudem sind gerade jene Aggressionen, die FROMM als spezifisch menschlich ausgewiesen hat, ja nicht primär final motiviert, sondern dienen der Verwirklichung von Lebensorientierungen, bei denen das Handlungsmotiv (per definitionem) nicht mit der erfolgreichen Handlungsausführung aufgehoben wird.

Damit lassen sich auch lebenspraktische Erfahrungen aufweisen, die der Triebtheorie von Aggression und Katharsis widersprechen, und zu denen insbesondere auch die Erfahrung gehört, daß die Ausführung von Aggressionen geradezu den umgekehrten Effekt haben und zur Gegenaggression und der Eskalation von Konflikten führen kann.

Mit Rekonstruktionen, wie sie hier für die Triebtheorie der Katharsis skizziert wurden, kann sowohl eine Rückbeziehung der Aggressionstheorien auf lebenspraktische Erfahrungen als auch eine Integration der Theorien und die Aufhebung des «unklaren und widersprüchlichen Bildes» (KORNADT, in diesem Buch), das die verschiedenen theoretischen Ansätze der Aggressionsforschung scheinbar bieten, geleistet werden. Dies gelingt freilich nur, indem weder der «gesunde Menschenverstand», noch das «wissenschaftliche Theoriengut» unbesehen übernommen werden. Indem dabei auch zugleich der Zusammenhang mit der Lebenspraxis gewahrt bleibt, die Erklärung aggressiver Handlungen gleichsam aus der Lebenspraxis heraus und zum Zwecke der Bewältigung lebenspraktischer Schwierigkeiten konstruiert wird, ergeben sich für die Anwendung solcher handlungstheoretischer Erklärungsansätze auch nicht die Schwierigkeiten, wie sie aus einem szientistisch verkürzten Wissenschaftsverständnis (vgl. z.B. MICHAELIS, 1979) heraus entstehen können.

Was oben über die Triebtheorie der Aggression und Katharsis gesagt wurde, gilt gleichermaßen auch für die Frustrations-Aggressions-Theorie, deren handlungstheoretischer Rekonstruktion der Beitrag von KEMPF & HILKE (in diesem Buch) gewidmet ist. In diesem wird zugleich auch ansatzweise thematisiert, wie der in handlungstheoretischen Ansätzen – eine Ausnahme bildet hier der Beitrag von ECKENBERGER & EMMINGHAUS in diesem Buch – bislang zu wenig beachtete Aspekt der *aggressiven Gefühle* angegangen werden kann. Wie ansatzhaft diese Überlegungen noch sind, macht die Gegenüberstellung mit dem Beitrag von Brandt in diesem Buch deutlich, der ausdrücklich der Behandlung aggressiver Gefühle ge-

widmet ist. Einer psychoanalytischen Tradition verpflichtet, haben die Überlegungen BRANDTS die Emotionen zum *Ausgangspunkt*, kommen also gleichsam aus der entgegengesetzten Richtung.

Auch hier scheint uns das Aufgreifen derselben Thematik aus verschiedenen Perspektiven nicht notwendigerweise in einen Gegensatz zu führen. Sieht man von den sehr frühen Anfängen der empirischen Aggressionsforschung ab, so ist der Zusammenhang der Aggressionsforschung durchaus gewahrt. Die verschiedenen Forschungsansätze sind unseres Erachtens weniger als konkurrierende, denn als einander ergänzende Unternehmungen zu verstehen.